

gleichzeitig „den Bogen zu den Ansätzen und Themen der gegenwärtigen Forschungen zu schlagen“ (S. 9), erwies sich als sehr gelungen. Dabei wird ein Muster geschaffen, nach dem die Tätigkeit weiterer namhafter Historiker des mittelalterlichen Livland im Vergleich mit einschlägigen Beiträgen der jüngeren Generation der Wissenschaftler behandelt und dargestellt werden kann.

ALEXANDER BARANOV

ULRICH PREHN: *Max Hildebert Boehm. Radikales Ordnungsdenken vom Ersten Weltkrieg bis in die Bundesrepublik* (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, 51). Wallstein Verlag. Göttingen 2013. 576 S. ISBN 9783835313040.

Max Hildebert Boehm (1891–1968) war, das macht diese eindrucksvolle Studie von Ulrich Prehn deutlich, ein Netzwerker, der es im Laufe seines Lebens vermochte, die diversen radikalen Systemwechsel, die er erlebte, mehr oder weniger unbeschadet zu überstehen. So halfen ihm beispielsweise Kontakte aus den 1920er Jahren noch bei seiner Entnazifizierung, so auch, trotz seiner bemerkenswert deutlichen antisemitischen Äußerungen, von ehemaligen jüdischen Kollegen. Es gelang ihm dabei, sowohl im späten Kaiserreich als auch in der Weimarer Republik, im „Dritten Reich“ und in der Bundesrepublik an der Schnittstelle von Wissenschaft und Politik den Status eines Experten in ethno-, volkstums- oder nationalpolitischen Fragen zu erlangen – der Begriff mochte variierten, das Expertentum Boehms blieb anerkannt; mithilfe von ein paar semantischen Optimierungen blieben auch seine grundlegenden Positionen in der Nationalitätenfrage bemerkenswert stabil. Selbst wenn Boehm nie wirklich in die erste Reihe der – neumodisch ausgedrückt – Spin-Doktoren aufstieg, setzt diese Studie Maßstäbe für die Erforschung der Grauzonen zwischen Wissenschaft und Politik vom späten Kaiserreich bis in die frühe Bundesrepublik.

Diese Studie, der Prehns 2010 in Hamburg verteidigte Promotion zugrunde liegt, beschäftigt sich in erster Linie mit dem Intellektuellen Boehm, der, als akademischer Außenseiter wie als rechtskonservativen Eliten recht nahe Stehender, durchaus mehr als nur ein Stichwortgeber unter vielen war. Dass Boehms Hauptwerk „Das eigenständige Volk“ noch in der ungeliebten Weimarer Republik 1932 erscheinen und in der von ihm gern als „Viertes Reich“ bezeichneten Bundesrepublik mehrfach wieder aufgelegt werden konnte, ist eben auch Beleg für die gesellschaftliche Nachfrage, die es nach einem „radikalen Ordnungsdenken“ à la Boehm zu allen Zeiten gab.

Boehm war Livländer, geboren in Birkenruh bei Wenden, wo sein Vater am Gymnasium der Livländischen Ritterschaft unterrichtete, bis die Familie aufgrund der Schließung der Schule 1893 nach Dorpat umsiedelte. Wie viele seiner Zeitgenossen fühlte sich Vater Max daher von der Integrationspolitik St. Petersburgs benachteiligt, die für ihn auf eine gewaltsame Assimilierung der Nicht-Russen hinauslief. Daher ließ er sich 1902 ins lothringische Saarburg versetzen, was Max Hildebert mit „kindliche[m] Jubel“ aufgenommen haben will (S. 36). Demgegenüber betont Prehn immer wieder, wie sehr sich Boehm gerade in seinen späten Jahren über seine Herkunft identifizierte und Bekanntschaften aus deutschbaltischen Kreisen für sich zu nutzen wusste; leider wird Boehms „Hinwendung zu seinen deutschbaltischen ‚Wurzeln‘“ in den 1950er Jahren nur ansatzweise diskutiert (S. 23). Dass die vom Vater befürchtete „Assimilierung“ im Russländischen Reich ursächlich mit Max Hildeberts späterer Propagierung einer „völkischen Dissimilierungspolitik“ zusammenhängt, darf jedoch gerne vermutet werden.

Eingerahmt von einer methodisch orientierten Einleitung und einer konzisen Schlussbetrachtung diskutiert Prehn Boehms Wirken in sechs Kapiteln, die einer groben Chronologie folgen. Die frühen Einflüsse in den beiden „Grenzländern“ Livland und Lothringen sowie die akademische Sozialisation in Jena, Bonn, München und Berlin werden im zweiten Kapitel in erster Linie auf solche Spuren hin untersucht, die schließlich zu Boehms „Lebensthema“, dem Nationalitätenproblem, führten. Es ist dies der einzige vorwiegend biografisch vorgehende Abschnitt, was durchaus kritisch angemerkt werden kann, denn das Privatleben seines Protagonisten spart Prehn in der Folge weitgehend aus. Ihm geht es um eine ideen- und intellektuellengeschichtliche Darstellung der Entwicklung der deutschen radikalnationalistischen Bewegung, deren Debatten um Revision und nationale „Volksgruppen“ sowie um die Schnittstellen von Wissenschaft und Politik. Den Lebensweg seines Protagonisten setzt Prehn dabei als „biographische Sonde“ ein (S. 12f.). Boehms Politisierung im Ersten Weltkrieg sowie sein intellektueller Weg zur „Volksgemeinschaft“ in der Weimarer Republik sind daher auch die Themen der folgenden beiden Kapitel. Mit Boehms akademischer Lehre und seiner „volkstumpolitischen“ Expertise im NS-Staat beschäftigen sich Kapitel fünf und sechs, während im siebten Teil politische Bildungsarbeit und Politikberatung in der jungen Bundesrepublik im Fokus stehen. Hier finden auch die Lüneburger Gründung der (Nord-)Ostdeutschen Akademie bzw. des Nordostdeutschen Kulturwerks, des Vorläufers des heutigen Nordost-Instituts, Berücksichtigung, ohne dass die Studie zu einer Institutionengeschichte wird. Letztere bleibt damit weiterhin ein Desiderat.

Tatsächlich war Boehm im Europa der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts der einzige, der sich einer theoretischen Auseinandersetzung mit einem ethnisch grundierten Verständnis von „Volk“ verschrieb. Gerade die „Besessenheit“ jedoch, mit der er sich der Minderheitenproblematik widmete, die im akademischen Mainstream eher marginal war, machte ihn

zeit seines Lebens zu einem „intellektuellen Außenseiter“. Zugleich aber gab er seinem weltanschaulichen Milieu eben diesen prinzipiellen „Blick durch die ‚ethnisierende Brille‘“ mit akademischen Weihen vor und erzielte auch in liberaleren Kreisen Wirkung (S. 13, 468f.). Hinzu kommt ein weiterer Faktor: Boehm war stets bemüht, „anwendungsorientiert“ zu arbeiten, seine Erkenntnisse staatlichen Entscheidungsträgern anzubieten, egal unter welchem Regime er arbeitete. Denn sein „radikales Ordnungsdenken“ war schon in den 1920er Jahren kein Stigmatisierungsgrund, wovon auch das 1926 gegründete, auch mit staatlichen Mitteln getragene Institut für Grenz- und Auslandsstudien in Berlin zeugt, das er maßgeblich prägte.

Für rassistisch begründete Politik als Ordnungsinstrument bot freilich der NS-Staat weitaus bessere Realisierungsbedingungen, weshalb sich Boehm vehement als „geistiger Wegbereiter“ des „Dritten Reiches“ positionierte. Nachdem er sich bereits während des Ersten Weltkriegs mit antisemitischen Positionen hatte vernehmen lassen, forderte er im April 1933 eine „völkische Dissimilationspolitik“ und bestärkte speziell die nationalsozialistische „Judenpolitik“ (S. 164, 282f.). Mit Recht meint Prehn, diese Stellungnahme sei „alles andere als eine reine Anpassungsleistung an nationalsozialistische Ideologie und Politik“ gewesen (S. 471). Auf der anderen Seite bleibt jedoch der Befund, dass der nun an die Universität Jena berufene Professor für Volkstheorie und Volkstumssociologie (1933–1945) in den diversen Gremien und Ausschüssen des NS-Staates nur begrenzten Spielraum hatte; Prehn zufolge waren Boehms Zielvorstellungen „zumindest in Teilen“ nicht kongruent mit der zunehmend mörderischen nationalsozialistischen Praxis in Bezug auf die nicht-deutschen Ethnien in Osteuropa. Boehms Nachkriegsdarstellung, die Nationalsozialisten hätten ihn „kaltgestellt“, er selbst sei „dauernd am Rande des KZ“ gewesen (S. 359), ist jedoch in das Reich der selbstexkulpierenden Nachkriegslegenden zu verweisen.

Nachdem Jena im Juli 1945 von den Amerikanern an die Rote Armee übergeben worden war, verlor Boehm seinen Lehrstuhl und floh in die britische Besatzungszone, wo er zunächst in Rendsburg unterkam. Damit entschied er sich gegen „Asien“ und für den „Westen“; Prehn zufolge vollzog Boehm bereits seit 1942/43 einen partiellen Umdenkprozess, indem dieser „Westen“ zunehmend als „abendländisch“ ausgedeutet und der Antibolschewismus zur zentralen Figur wurde. Im Dezember 1944 forderte er vor einem Gremium von SS- und SD-Soziologen sogar „Verständnis“ für die „Gefühlsmomente“ der osteuropäischen Nachbarn des Deutschen Reiches, freilich ohne zumindest rhetorisch von der Vorstellung der deutschen Vormacht nach dem Krieg abzurücken (S. 377, 383, 391).

Die Diskussion dieser ideologischen „Kontinuitätsbrücken“ vom „Dritten Reich“ in die Bundesrepublik gehört zu den faszinierendsten Passagen des Buches, zeigt sie doch, wie nahtlos Boehm nach 1945 an Arbeiten anknüpfen konnte, die gerade erst ein paar Jahre alt waren. Durch die Beschwörung der Formel „Europa der Völker“ bewies er politische Anschlussfähigkeit,

zumal seine „volkstheoretischen“ Arbeiten aus den 1930er Jahren nun plötzlich in ordnungspolitische Konzepte wie „Ethnoföderalismus“ bzw. „Regionalismus“ einfließen (S. 449f.). Anschluss an die akademische Soziologie der Bundesrepublik war allerdings mit Boehms „Volksgruppen“-Paradigma nicht zu erreichen, weshalb er weiterhin innerhalb der Disziplin Außenseiter blieb. Weiterhin daran interessiert, sein Expertenwissen der Politik zur Verfügung zu stellen, schuf er sich 1951 mit der Lüneburger Akademie genau die richtige Institution, um sich erneut auf die Funktion als Grenzgänger zu konzentrieren. Vor dem Hintergrund dieser augenscheinlich erfolgreichen Einpassung in die Nachkriegsbedingungen vermerkt Prehn jedoch kontrastierend eine zunehmende Desillusionierung hinsichtlich der Umsetzbarkeit radikaler Ordnungskonzepte in Boehms Kreisen. Dies führte schließlich zu dessen pragmatischer Ausrichtung auf die Pflege des kulturellen Erbes des „deutschen Ostens“ im Nordostdeutschen Kulturwerk bzw. auf den auch staatlicherseits gern geförderten Bereich der „Ostkunde“ in Bezug auf die DDR im Rahmen der Tätigkeit der Ost-Akademie.

Wie bereits angedeutet, bliebe die spezielle baltische Komponente zu untersuchen, die, wenn man so will, *Baltic connection* Boehms, der übrigens ein Vetter Reinhard Wittrams war. Dass zu den Netzwerken des Volkstumsexperten zahlreiche Deutsche aus dem Baltikum zählten, sowohl nach dem Ersten als auch nach dem Zweiten Weltkrieg, betont auch Prehn. Am Rande findet bei ihm auch die Wiedergründung der Carl-Schirren-Gesellschaft noch in Rendsburg durchaus Erwähnung. Aber es bleibt weitgehend unklar, wie sich Boehm, der 1915 von den Esten und Letten als den „kleinen emporkömmlingshaften Natiönchen“ gesprochen hatte (S. 99), nach 1945 zu diesen verhielt. Vermutlich wird der Antibolschewismus als kleinster gemeinsamer Nenner auch in dieser Hinsicht zu Annäherungen zum baltischen Exil in der Bundesrepublik geführt haben.

Prehns Studie, dies sei abschließend noch einmal betont, überzeugt nicht nur von ihrer Anlage und Aussage her, sondern glänzt auch mit ihrem profunden Literatur- und Quellenstudium – das Literaturverzeichnis umfasst knapp 80 Seiten, davon 22 Seiten mit Schriften Boehms – und eröffnet mit ihrem vorbildlichen Anmerkungsapparat zahlreiche Metaebenen der Diskussion, denen der Rezensent aus mangelnder Detailkenntnis nicht immer folgen konnte. Auch wenn manche Sätze vielleicht doch etwas lang geraten sind, um ihren Gehalt durch einmaliges Lesen aufzunehmen, ist auch Prehns Stilempfinden nicht hoch genug zu loben. Sprache ist das vornehmliche Instrument des Historikers – Ulrich Prehn beherrscht es meisterhaft. Seine „biographische Sonde“ Boehm stellt zahlreiche Verästelungen eines weitreichenden ideellen und praktischen Kommunikationsverbands vor, denen nachzugehen die zukünftige Forschung – sei es in weiteren Biografien, sei es in institutionengeschichtlichen Arbeiten – nun aufgerufen ist.

KARSTEN BRÜGGEMANN